

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

184 (9.8.1932) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Falschmünzerei in alter Zeit

Man wieder liest man in den Zeitungen über neue Fälle von Falschmünzerei und über die Aushebung von Falschmünzern. Dieser gelang es nicht immer, die Schuldigen festzunehmen, obwohl das Publikum sich gern in den Dienst der Sache stellt, schon weil die Prämie für den Nachweis von Falschmünzern in jedem Falle 1000 Mark beträgt. Bei der Prüfungsfälle der Staatlichen Münze in Berlin werden Tag für Tag hunderte von Geldstücken eingeleitet, über deren Echtheit Zweifel bestehen. Manche Falschmünzer behaupten die Echtheit der Geldstücke in solch hervorragender Weise, daß die Falschung erst nach gründlicher Untersuchung im Laboratorium erkannt wird.

Man ist leicht geneigt, anzunehmen, das verpönte Handwerk der Falschmünzerei sei eine Erscheinung der neueren Zeit. In Wirklichkeit aber hat es bereits im alten Rom und Griechenland Gold- und Silbermünzen gegeben, die einen eisernen oder kupfernen Kern mit Silber- oder Goldblech belegten und einen den echten Stücken nachgebildeten Stempel darauf brühten. Auf diese Weise entstanden die sogenannten gefälschten Münzen, von denen namentlich Stücke römischen Ursprungs auf uns gekommen sind. Um sich vor Fälschungen zu schützen, pflegte man in Rom zur Zeit der Republik einen Rand der Münzen einzulagern, was jedoch wenig genügt hatte. Im Jahre 1931 entdeckte man in der Nähe von Triest eine Falschmünzwerkstatt aus römischer Zeit mit 270 Tonschmelzöfen, die ein mit Goldmünzen aus Falschgeld benutzt wurden. In zweiter der Münzen befanden sich noch die aus einer hart bleibenden Bronze ohne jeglichen Silberzusatz hergestellten Goldstücke. Die römischen Falschmünzer bevorzugten für ihre Tätigkeit die damaligen Grenzgebiete, weil sie bei der dortigen Bevölkerung, die das römische Geld nicht so genau kannte, ihre Fälschungen leichter und ungefählicher in Umlauf bringen konnten als im Mutterlande selbst. Merkmal der Fälschung ist dort bislang noch keine einzige antike Falschmünzwerkstatt entdeckt worden, in den Grenzgebieten des großen römischen Reiches dagegen 55, davon in Deutschland (Rheinland) 12 und in Frankreich 28. Die Fälscher verlegten sich in erster Linie auf die Nachahmung von Silbermünzen (Denaren), die am einträglichsten war. Es handelt sich bei dem Triester Funde um Münzen aus dem 2. und 3. Jahrhundert n. Chr. mit den Bildnissen römischer Kaiser wie Septimius Severus, Alexander Severus usw.

Im Jahr 574 waren unter den Longobarden falsche Goldmünzen verbreitet, man fälschte Kupfergeld durch Färben in Goldblech um. Während des Mittelalters waren im deutschen Reich die Fälschungen an der Tagesordnung; es wimmelte geradezu von falschen Silber- und Goldmünzen. Münzpräparat mißbrauchten häufig die Adel, aber auch Privatpersonen stellten Falschgeld in Mengen her. Nach schicklichem Rechte verfielen Falschmünzer einer besonders grausamen Todesstrafe: sie wurden in einem eisernen Topf in Öl getötet. Wer falsches Geld ausgab, verlor die rechte Hand, und wenn es sich um größere Summen handelte, das Leben. Außerdem trat den Uebelthäter der Kirchenbann an. In der Falschmünzerei beteiligten sich sogar Könige, Fürsten und Städte, indem sie ihr Geld immer schlechter, bis zur völligen Wertlosigkeit, münzten. In manchen Ländern ist sich nicht davor zurück, sich eines fremden Münzstempels zu bedienen. Im 17. Jahrhundert erreichte die Münzverfälschung ihren Höhepunkt. Damals betrieben die Münzverfälscher das „Kappen und Wippen“, das heißt: die Vergrößerung des Metallgewichtes durch Abheben und Bekleiden. Zu Beginn des dreißigjährigen Krieges wurden solche Mengen schlechter Münzen ausgegeben, daß der wertvollere Spießstiel (ursprünglich ein Kreuzer) schließlich auf den Nennwert von 600 Kreuzern im Umlauf befindlichen, vorhergehenden schlechten Münzen hinauf. Dieser Zustand dauerte so lange, bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts das deutsche Geldwesen feste Grundlagen erhielt.

Nachdem dem Hargelbe die Banknoten aufkamen, ließen auch die Fälschungen dieses Zahlungsmittels nicht lange auf sich warten. Namentlich in England waren während des 18. und 19. Jahrhunderts zahlreiche Fälscher am Werke. Die erste Banknotenfälschung, von der uns Kunde war, soll Richard William Baughan, ein Arbeiter bei einem Londoner Adolanten, 1788 begonnen haben, und zwar aus Liebe zur Tochter seines Bruders. Das Mädchen erwarb zwar keine Reife, aber der Vater wollte seine Einwilligung zum Heirat nur unter der Bedingung geben, daß Baughan eine gewisse Summe Geldes mit in die Ehe brachte. Um sie sich zu verschaffen, kam Baughan auf den unglückseligen Gedanken, Banknoten der Bank von England nachzumachen. Er übergab die Fälschungen seiner abnunglosen Braut zur Aufbewahrung und

botte ursprünglich die Absicht, sie nach der Hochzeit zurückzufordern und zu vernichten, konnte aber der Versuchung nicht widerstehen, zwei der sehr schlecht nachgemachten Noten in Umlauf zu setzen. Die Sache kam sofort heraus. Baughan wurde verhaftet, schnell überführt und bald darauf in Auburn gehängt. Doch obwohl Todesstrafe darauf stand, nahmen im Anfang des 19. Jahrhunderts die Banknotenfälschungen immer mehr überhand; falsche Einpundnot, die sehr leicht nachgemacht werden konnten, waren in großer Zahl im Umlauf und die Fälschungen so gut, daß selbst die Inspektoren der Bank von England häufig die falschen Noten von den echten nicht zu unterscheiden vermochten. In den Jahren von 1797 bis 1817 wurden in England 330 Personen wegen Münzverbrechens hingerichtet. Selbst diese hohe Zahl schreckte die Fälscher nicht ab, denen die Nachahmung der damaligen primitiven Technik durchaus keine Schwierigkeiten bereitete. Der Umlauf in falschen Einpundnoten war unabweisbar; man verkaufte sie in den Diebsquartieren für 6 Schilling das Stück, und die Geldstücke waren gewaschen, jede einzelne Note genau prüfen zu lassen. Allein im Jahre 1818 fanden in England 250 Personen wegen Münzverbrechens vor Gericht, und etwa 30 000 zweifelhaft falsche Banknoten mußten beanstandet werden. So gar das Parlament beschloß im Jahre 1819 einachend mit den überhand nehmenden Fälschungen, aber niemand konnte ein probates Mittel dagegen angeben. Erst als die Ausübung der Banknoten besser und infolge dessen die Nachahmung bedeutend schwieriger wurde, ließen die Fälschungen allmählich nach.

Zu Beginn des Weltkrieges kam man in London einem geradezu genialen Banknotenfälscher auf die Spur, einem Buchbinder, der serienweise Einpundnoten hergestellt und vertrieben hatte. Die Scheine waren so hervorragend gemacht, daß kein Laie sie von echten unterscheiden konnte. Die Entdeckung erregte damals unabweisbares Aufsehen, und der Finanzminister beauftragte zusammen mit dem Schatzkanzler die technisch hervorragend eingerichtete Werkstatt des Fälschers in einem Wagenschuppen im Norden Londons. Die Herren leiteten die Notenbrudermaschine selbst in Tätigkeit, wobei der Schatzkanzler die Papierrollen einlegte und der Finanzminister den Druck der Fälschungen beaufsichtigte.

Die Heilkraft der Zwiebel

Seit den ältesten Zeiten wird unsere Rüben- oder Sommerzwiebel — Allium cepa — als Gewürz und Gemüse verwendet. Sie gehört zur großen Familie der Liliaceen und hat wie alle diese Pflanzen einen langen zöberförmigen Stengel, der mehrere gleichfalls hohle Ähren trägt. Unterhalb der Mitte ist der Stengel bandförmig ausgebaucht. Die Zwiebeln, welche einen lockeren, frisch geblühten mehr trockenen als leichten Boden bevorzugen, können sowohl aus Samen als auch aus Steckzwiebeln gezogen werden; beide werden schon Anfang April in Reihen gesät, bezugsweise gepflanzt.

Die Heimat dieser wertvollen Pflanze ist das Mittelmeergebiet, woraus ersichtlich ist, daß sie einen warmen Boden bevorzugt; schon bei geringer Kälte geht sie zugrunde. Im Gegensatz hierzu vermag die Winterzwiebel — Allium fistulosum — dagegen selbst den Winter bei uns in der freien Natur zu überdauern. Ihr Heimatland ist das klimatisch kältere und rauhere nördliche Skandinavien.

Weniger bekannt ist in unseren Tagen die Zwiebel als Heilmittel, obwohl die klassischen Völker ihren Wert als Gesundheitsmittel zu schätzen wußten. Die Völker, auch die Juden, verwendeten sie zu Suppen und zu Katalapimen nach Art der heutigen Senfzige. Auch die Seefahrenden Völker des 17. Jahrhunderts und der frühen Neuzeit waren sich der Heilkraft der Zwiebel wohl bewußt, da sie ein ausgezeichnetes Verdauungsmittel gegen Stomatitis, obwohl sie in der Seife noch ein breiteres Verwendungsspektrum beanspruchte. Es gibt wohl kaum ein Heilmittel, das bei Magen- und Darmleiden, bei Ruhr und Diarrhoe so sicher und rasch zu wirken vermag. Außerdem leistet die Zwiebel hervorragende Dienste zur wesentlichen Vermehrung der Verdauungsorgane, zur Hebung ihrer natürlichen Verdauungskraft und somit zur Wiederherstellung der Säurebildung im Darm, weil durch die Verdauungsorgane rascher und intensiver konstant geht, und bei der Bekämpfung der in den Verdauungsorganen eingebrungenen Bakterien.

Von größter Nützlichkeit als Heilmittel ist die Zwiebel, wenn sie roh genossen wird. Zu diesem Zweck reicht man sie mit toben Zwiebeln belegtes Butterbrot, Diarrhoeische Beschwerden verleierte sich alsbald. So gar bei schweren Ruhrerkrankungen wurde sie erfolgreich angewendet; nachdem die blutigen Stühle aufgehört

haben, gibt man fein gehackte rohe Zwiebeln als Zusatz zu Kartoffelpüree und nach verhältnismäßig kurzer Zeit tritt die normale Darmtätigkeit wieder ein. Aus eigener Erfahrung weiß ich, daß durch den Genuß von rohen Zwiebeln bei äußerst schweren Giftfällen sehr günstige Resultate erzielt wurden. Als Vorbeugungsmittel ist es vorteilhaft rohe Zwiebeln als Zusatz zu Quark zu reichen. Dem Gesundheitszustand, der sich gelegentlich dadurch äußert, daß die in warmen Klüden aufbewahrten Zwiebeln zu treiben anfangen und diese dennoch zum Kochen verwendet werden.

Eine andere wichtige Eigenschaft der Zwiebel ist ihr gallentreibender Einfluß. Berüchtigt mit Hundst, die mehrere Tage ein einweiches, aber fett- und kohlenhydratreiches Futter mit einer reichen Zugabe von Zwiebeln bekamen, sondern mit dem Sarn große Mengen Gallenfarbstoff ab, ohne auch nur die geringste Beeinträchtigung ihres Allgemeinbefindens zu erfahren. Dieser Gallentreibende Charakter der Zwiebel ist allerdings vorerst ungeklärt, da der diese Wirkung verursachende Stoff noch unbekannt ist.

Die Heilkraft der Zwiebel beruht auf ihrem Gehalt eines ätherischen, ätherischen Oeles. Obwohl Jahrhunderte alte Berichte über günstige Erfahrungen mit diesem Gewürz und Heilmittel ausliegen, hat die Wissenschaft doch keine allgemeine Anerkennung der Medizin finden können. Sie wurde als Volksmittel belächelt und abgetan. Es bedurfte erst noch angelegter wissenschaftlicher Versuche mit Röntgenstrahlen, um das bestehende Vorurteil gegen die Zwiebel aufzuheben und ihren wirksamen, ungeschätzten Wert als ein in der Tat wohltätiges Volksmittel zu erweisen und zu würdigen.

Krieg und Kriminalität der Jugendlichen

Eine besonders bedenkliche Nachwirkung des Krieges auf die junge Generation ist aus der kürzlich erschienenen Statistik über die Kriminalität in England hervorzuhellen, die das englische Innenministerium veröffentlicht. Im Jahre 1930 ist der Prozentsatz der jugendlichen Kriminellen im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung nicht unerheblich gestiegen. Etwa 60 Prozent der Kriminellen haben noch nicht das dreißigste Lebensjahr vollendet, standen also während des Krieges in einem Alter von noch nicht 16 Jahren. Von diesen noch nicht dreißigjährigen Verurteilten waren sogar etwa zwei Fünftel unter 21 Jahren, sind also während des Krieges noch minderjährige gewesen. In dieser Zeit fehlte dem Elternhaushalt der Vater für die Erziehung, und die Mutter war auch in England vielfach tätig in der Fabrikation von Kriegsbedarf verschiedener Art. So fehlte jedes Familienleben. Dazu dürfte kommen, daß überhaupt die häßlichen Erregungen dieser Zeit, die sicherlich auch an die Kinder herankamen, eine Benurückung und Erschlaffung des seelischen Gleichgewichts bedeuteten, obendrein in einer Entwicklungszeit, in der gerade alles Erregende nach Möglichkeit zu meiden ist.

Man wird diese Gesichtspunkte auch beachten müssen, wenn man die Kriminalität der Jugendlichen in Deutschland beurteilt und beobachtet, nicht zum wenigsten auch die Ausbreitung der Nazibanden. In England wie in Deutschland hat außerdem sicherlich die ungeheure hohe Arbeitslosigkeit der Gegenwart nach den Folgen des Krieges eine unheilvolle Wirkung ausgeübt. Das muß der Feststellung des englischen Innenministeriums, das besonders die Nachwirkungen des Krieges hervorhebt, ergänzend hinzugefügt werden.

Schon die Uferstuhlbauten

Die Deutsche Gesellschaft für Schadenverhütung e. V. München, Bapenstraße 37/39, verbreitet folgende Ausführungen: Die Uferstuhlbauten, Regulierungs- und Dammbauten werden trotz ihrer Bedeutung für die Landeskultur von der Bevölkerung nicht immer genügend geschont. Achtlos werden Beschädigungen der Dämme und Böschungen durch rücksichtsloses Viehweiden, Abweiden junger Pflanzentriebe durch Schafe, Gänse, Enten usw. zugelassen oder beim Baden durch Ausreifen, durch unwillkürliche Feuerzündungen an Schutzbauten Verletzungen verursacht. Beschädigte Dämme und Böschungen sind der Anfang weiterer Wasserangriffe und bedeuten damit erhöhte Hochwassergefahr. Die Instandsetzungsarbeiten sind beträchtlich. Da Verletzungen solcher Art nicht immer rechtzeitig festgestellt werden können, ergeht an die Bevölkerung, insbesondere an die interessierten Bevölkerungskreise, die dringende Mahnung, Beschädigungen von Uferstuhlbauten zu unterlassen und auf ihre Beteiligung hinzuwirken.

Die Rappoldsteinerin

Kulturhistorischer Roman von HEDDA WAGNER

Nachdruck verboten / Folge 21

So gab er dem Mann den Bescheid mit: Weiben, die Straßen gegen Luzern hin decken. Weitere Befehle würden folgen.

Demnach geleitete den Knappen wieder hinaus. Es hatte ihm einen eigentümlichen Eindruck gemacht, was der Mann gemeldet hatte. Kein guter Anfang!

Das Heer stand marschbereit. Die Curseer hatten genug zu schauen und zu gaffen. War Leopolds Streitmacht auch nicht übermäßig groß, so war sie doch eine Auslese der Ritterschaft seiner Lande und des befreundeten Adels. Pferd und Mann gut ausgerüstet — und die Herren prächtig anzuschauen. Die Morgenröte funkelte auf Samt und Brokat, Gold und Stahl, und erhobte den Schimmer der Waffen und Juwelen. Wie zum Fest geschmückt, gingen die Ritter zum Kampfe.

Leopold führte nicht den Oberbefehl; den hatten Dachsenstein und Sagenburg. Er selbst hielt neben einer mit einem Heiligenbild versehenen Wegsäule, gleich außerhalb des Lagers, und ließ die Samen an sich vorbeiziehen. Sie entwickelten sich in langer Linie. Stolz liebkoste er den Hals seines dänischen Rappens und winkte den Vorüberziehenden freundlich und leutselig zu.

Und sie alle schauten mit begehrter Ergebenheit zu dem stattlichen Herrn hinauf, der da in schöner Männlichkeit, den Wappenstein auf leuchtend rotem Samt über der Stahlrüstung, die ein Messerwerk mailändischer Waffenschmiede war, auf seinem Streitschiff so schön umfäumte das Gewand, auf dessen Bruststück der rote Schild von Dachsenstein mit dem silbernen Duerballen eingestrichelt war. Und ein leichtes Lächeln spielte in dem freiwallenden blonden Haar des Herzogs, das noch vom Streicheln nicht beschwert war. Auf einem kleinen Zeltel hielt neben Herrn Leopold ein halbwüchsiger Knabe — Hensli, des Herrn Lüring von Hallwyl Vuhlenhof, des Herzogs Leibpage; er trug seines Herrn vergoldeten Helm mit der Herzogskrone, über der sich mächtig und prächtig der Pfauenwedel erhob.

Die Trompeten erklangen, groll wie das Licht stutete der Lon über die Massen hin, die in immer rascherer Bewegung kamen. Und nun zogen sie alle an Leopold vorbei — seine Kerntuppen, die Stützen seiner Macht: die Herren aus dem Aar- und Thurgau, die Stäfer und Schaffhauser, patrizische Bürger aus Aarau, Bremgarten, Jofingen, Rheinfelden, Lenzburg — der Schultheiß von Cursee, der es sich auch nicht hatte nehmen lassen, zu Pferde zu steigen, obwohl er des Reitens seit Jahren ungewohnt war; dann die städtische Zahl der Elsäßer Herren, die Freiburger, die Vertreter der schwäbischen Städte, Dienstmannen des Württembergers, Schwaben und Tiroler. Und jeden umgaben seine Gefolgsleute, die seine Farben trugen, sowie auch die Herren, die in die Farben ihrer Wappen gekleidet waren. Es war ein überaus buntes, farbenprächtiges Bild, wie diese auserlesene Schar, von deren Helmen Tierbilder aller Art grüsten, vorbeizog.

Knapp neben dem Herzog hielt eine Gruppe von sechs Herren, Reichsfürsten waren sie — und ihnen wollte Leopold heute zeigen, über welche Blüte der Ritterschaft er gebot. Die Landgrafen von Fürstberg und Kagenellenbogen, der Herzog von Led, Markgraf Otto von Hochberg und sein Bruder Hesso, und Graf Reinhart von Mumpelgard lauschten aufmerksam dem Herzog, der ihnen aus der Menge der vorbeiziehenden besonders bemerkenswerte Männer wies.

„Seht da, ihr Herren, das schwarze Rad von Müllingen,“ rief der Herzog, „unser allergetreuester Rat Albrecht,“ und er winkte einem stattlichen Ritter zu, der neben ihm noch fünfzehn vorblam, die alle sein Wappen trugen. „Seht,“ — hier der Löwe mit Pfauwedel gepunktet — die Reinacher! Auch ein Halbdugend. Sind gar tapfere Herren — und mit uns verpuppt.“

Ein baumlanges Ritter ließ seinen Braunen vor dem Herzog eine Verbeugung machen; ein Schwanz spreizte sich auf seinem Topfhelm, den blauweiße Decken vor der Sonnenhitze schützen sollten. Neben ihm zwei Herren, gleichen Wappenschilden, im silbernen Feld sechs grüne Berge übereinander. Beide in grünen Samtrocken, die kühnen Gesichter, vor denen das Wüster noch zurückgeschlagen war, von verwandtschaftlicher Ähnlichkeit.

„Das ist mein Vogt auf Rothenburg, der Grimm von Grünenberg,“ sagte der Herzog, „der hat seinen besonderen Span mit den Luzernern! Der da ist’s — der mit dem Begeen als Jünger und oben auf die Pfaufeder — und der neben ihm, der gerade mit dem Hainaburger redet — den mit dem Schwanz, meine ich — das ist sein Vetter Hennmann; der trägt heute, daß man sie wohl aus einanderkennt man, den goldenen Greifen auf dem Helm, der in

den Tranken die Berge trägt, und danach jünger, wie ein Kindlein auf den Osterluden. Sind mir recht wert, diese Herren,“ sagte Leopold und winkte hin.

Der Zug ging weiter — und die deutschen Herren schauten neben dem Herzog dem vor ihnen auf der Straße sich entfernenden Herzog von Helmen und Speerspitzen nach. Und so zogen sie vorbei, die bunten und silbernen Flügel, die Sterne und Gewebe, die rot-weißen Hörner von Dachsenstein eintönig neben den silbernen Lindenzweigen von Sagenburg, all die Windhunde, Wölfe, Bären und Steinböcke, die Fabeltiere und selbst gemächte Frauen, die als Helmschilder Kunde gaben von Stamm und Namen dessen, der sie trug.

Und dann, als die Gruppe der Tiroler Ritter kam, schwenkte der Herzog mit seinen Bundesgenossen in den Zug ein, und tief wohlgelaunt hinter sich, dem Ritter Rudolf von Wehingen zu, der einer der Führer des Nachtrabs war: „Nun gehts dahin, Rutschmann — los auf Sempach!“

Hintendrem, knapp vor dem Troß, ritt auf einem Maultier ein Männlein mit kugelrundem Gesicht, angstverzerrt und schwitzend. Es war des Herzogs Hofnarr, Heim von Uri. Er klammerte sich krampfhaft an den Hals des Tieres, und hörte nicht zu, wie ihm der gutmütige Schneider Leopolds, Hans Gasser, ein Winterthurer, zusprach. Immerfort wollte er absteigen und nur mit Mühe konnte ihn sein Gefährte in der Reife erhalten.

Aber das war auch das einzige mißgünstige Gesicht, das man in dem ganzen Heereszug gewahrte.

Es war in der Mitte des Vormittags — da stand die Spitze des Zuges, zu welcher der Herzog inzwischen vorgeritten war, an einer Weggabelung. Gradus ging die Straße nach Eich und über Hildisrieden nach Rothenburg; rechts führte ihre Abzweigung vor die Tore von Sempach.

Dachsenstein und der Herzog berieten. Eine Gruppe von Rittern löste sich von zwei Herolden begleitet, vom Haupthaufen los; sie sollten Sempach auffordern, sich freiwillig zu übergeben. Während sie absprengten, fragte der von Sagenburg ganz leise, so daß es nur der Herzog und Dachsenstein hören konnten: „Haben wir Stambach? Widder? Leitern, Pech und Holzwerk? Wie stehts mit Hafer und Heu? Und —“

Dachsenstein ließ ihn nicht weiterreden. „Ihr tut, als müßten wir uns vor Sempach legen eine lange Weile. Sie werden schon gutwillig aufmachen.“

(Fortsetzung folgt.)